



Newsletter vom 8. 5. 2022

Inhalt

| | |
|--|----|
| Die Dauerbrenner – vom Lehrermangel bis zum Computerspiel | 2 |
| 6.5.2022, Marianne Wüthrich | 2 |
| Flucht aus dem Schulzimmer | 3 |
| Journal 21, 24. April 2022, Carl Bossard | 3 |
| Maturapflicht soll Grundübel des Schweizer Bildungssystems beseitigen..... | 6 |
| Bildung Schweiz, 4/2022, Bücher und Medien, Christoph Aebischer | 6 |
| Nachhilfe..... | 7 |
| Klett & Balmer, Magazin Rundschau, 2.5.2022, Prof. Dr. Ludwig Haag, Prof. Dr. Elsbeth Stern..... | 7 |
| Pro..... | 7 |
| Kontra..... | 8 |
| Unsere Kinder, die kleinen Könige | 9 |
| NZZ, 30.4.2022, Meinung und Debatte, Gastkommentar von Margrit Stamm..... | 9 |
| «Unsere Kinder, die kleinen Könige» | 11 |
| NZZ, 4.5.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief | 11 |
| Genderdebatte in der Erziehung: Das Konzept «Mann und Frau» ist den Schweizer Pädagogen zu eng | 12 |
| Tages-Anzeiger online, 28.4.2022, Michéle Binswanger | 12 |
| Im Berner Oberland gibts jetzt das Wahlfach Games und E-Sport..... | 13 |
| Tages-Anzeiger 3.5.2022, Wirtschaft, Jon Mettler | 13 |
| Veranstaltungshinweise | 15 |
| Welches Schulmodell braucht die Sekundarschule Wetzikon? | 15 |
| Starke Volksschule Zürich, Diskussionsabend, Mittwoch, 18.Mai 2022 | 15 |
| Digitalisierung ist kein pädagogisches Konzept | 16 |
| Hochschule Offenburg und GBW, Hybridtagung 20./21. Mai HS Offenburg..... | 16 |
| Migrationshintergrund – Handicap oder Chance?..... | 17 |
| Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 1.6.2022 | 17 |



Die Dauerbrenner – vom Lehrermangel bis zum Computerspiel

6.5.2022, Marianne Wüthrich

Zu allererst freuen wir uns, Sie zur nächsten Veranstaltung der "Starken Volksschule Zürich" am 18. Mai in Wetzikon einzuladen (Genaueres siehe unter [«Veranstaltungshinweise»](#)).

Lehrermangel – zum Kern des Problems

Unsere Sammlung beginnt mit dem allgegenwärtigen Thema Lehrermangel. Carl Bossard hält sich nicht mit absurden Ideen auf (z.B. Erhöhung der Pensen, um Lehrerstellen zu sparen!), sondern geht direkt zum Kern des Problems. Jeder aufmerksame Zeitgenosse hat dessen tatsächliche Ursache längst mitbekommen, nämlich die radikale Umkehr unseres Bildungssystems, das vom eigentlichen Lehrerberuf wegführt und deshalb weder den Lehrern noch den Kindern gerecht wird. «Meine pädagogische Arbeit besteht doch nicht im emsigen Katalogisieren von Einzel-Kompetenzen», zitiert der Autor einen Junglehrer, denn dazu sei er nicht Lehrer geworden. Statt weiter über den Lehrermangel zu lamentieren, müssten unsere Bildungsbehörden und PHs hier ansetzen. Andernfalls laufen ihnen noch mehr gute Lehrerinnen davon, und die Bildung unserer Jugend wird weiterhin immer schmaler.

Maturaquote und Qualität der Volksschule

Die Aufstockung der Schweizer Maturaquote ist ebenfalls kein neues Anliegen. Die These vom «Wandel der Arbeitswelt» ist in der Berufsbildung seit jeher bekannt. Weil das duale Bildungssystem ausserordentlich flexibel ist, können Bedürfnisse der Wirtschaft laufend und möglichst schülergerecht umgesetzt werden. Ein Gymi-Lehrer, der glaubt, in einer vierjährigen Berufslehre werde den jungen Leuten lediglich «ein Computerkursli» vorgesetzt, sollte vielleicht einmal ein Praktikum in einem Lehrbetrieb machen. Wer mehr Bildung für alle anstrebt, tut besser daran, bei der Volksschule anzusetzen statt beim Gymi. Ohne dass die Kinder dort genügend lesen, schreiben und rechnen lernen, müssen die Berufsschulen – zum Teil auch bereits die Gymnasien – nämlich zuerst Nachhilfe-Kurse für die neueintretenden Jugendlichen anbieten.

Um Nachhilfe geht es im anschliessenden Artikel. Lesen Sie selbst die Gründe pro und kontra: Beide Argumentationen haben etwas für sich, und sicher muss beim einzelnen Kind überlegt werden, ob ausserschulische Unterstützung sinnvoll ist oder nicht. Wenn aber immer mehr Kinder Nachhilfe benötigen, dann ist bei den Mängeln des Schulsystems anzusetzen. In diesem Sinne Prof. Elsbeth Stern: «Das Ausmass an Nachhilfe ist ein negativer Indikator für die Schul- und Unterrichtsqualität eines Landes.»

Zu viel und zu wenig Zuwendung – beides kann schaden

Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm weist einmal mehr auf die Schädlichkeit einer Erziehung hin, die das Kind zu stark ins Zentrum stellt und seinen Wünschen alles andere unterordnet («Unsere Kinder, die kleinen Könige»). Sicher haben Sie auch schon den Kopf geschüttelt, wenn ein Vater sein drei- oder vierjähriges Töchterchen im Zug gefragt hat, wo es sitzen möchte, und es zuletzt ein Geschrei gab, weil es unbedingt auf einem vorreservierten Platz sitzen wollte. Oder wenn ein Elternpaar sich durch den Nachwuchs alle paar Augenblicke vom gemeinsamen Gespräch miteinander oder mit anderen Erwachsenen abbringen lässt.

Trotzdem ist im Kommentar des kritischen Lesers – wenn man von seinem zu groben Ton absieht – ein Körnchen Wahrheit enthalten: Es ist nicht ein *Zuviel* an Zuwendung und Liebe, an dem viele Kinder krank werden, sondern eine nicht feinfühlig auf das Kind und die jeweilige Situation zugeschnittene Aufmerksamkeit – auf der einen Seite. Andererseits, ist zu ergänzen, fehlt heute oft das erwachsene Gegenüber, dort wo es unbedingt notwendig wäre, zum Beispiel wenn ein Kind ein anderes plagt oder wenn es stundenlang mit seinem Handy alleingelassen wird, ohne dass die Eltern sich darum kümmern, was es konsumiert und mit wem es Umgang hat.



Noch mehr Genderdebatte – oder einfach ein natürlicher Umgang mit den Mädchen und Buben?

In der Eidgenössischen Kommission für Kinder- und Jugendfragen werden erfreulicherweise Zweifel laut, ob wir die Kinder und Jugendlichen so penetrant mit der Genderfrage konfrontieren sollen, wie es heute Mode ist. Wenn man den Bericht im Tages-Anzeiger liest, landeten die Teilnehmer der vor kurzem durchgeführten Fachtagung bei der uralten Frage, die schon in meiner Jugend en vogue war (und das ist schon eine Weile her): In unserer Gesellschaft gälten Geschlechterstereotypen, die zu Ungleichheit führten und überwunden werden müssten. Deshalb müsse dem «Gendermarketing» schon in der Kita mit «offenen Angeboten» Gegensteuer gegeben werden. Im Klartext: Fertig mit Puppenecke und Werkstatt im Chindsgi, damit sich jedes Kind «nach seinen Vorstellungen entfalten» könne.

Warum so kompliziert? Viel natürlicher wäre es, die Puppenecke und die Werkstatt stehen zu lassen – die Kinder werden schon dort mitmachen, wo sie möchten. Das hängt auch davon ab, wo ihre Freundinnen oder Freunde Lust haben mitzuspielen. Dass sich dabei Buben und Mädchen das eine Mal zusammentun und ein andermal nicht, ergibt sich meistens ganz unverkrampft. Die Erwachsenen müssen sich vor allem dann einschalten, wenn Gewalt im Spiel ist. Dass ein kleines Kind sich jedoch «nach seinen Vorstellungen entfalten» wolle, ist eher etwas hochgegriffen, oder nicht?

Den älteren Jugendlichen schwirrt vermutlich längst der Kopf vor lauter Gendersternen und Trans-Identitäten. Jedenfalls kommt die Autorin des Artikels zum hoffnungsvollen Schluss, vielleicht müssten die Geschlechter doch nicht abgeschafft werden, sondern es brauche «einfach mehr Raum für Variationen». Von diesem Raum gibt es meist mehr als genug, vor allem in digitalen Dimensionen. Die grosse Mehrheit der Jugendlichen sucht nach wie vor ihren Weg in der Gemeinschaft der Gleichaltrigen, und da spielt selbstverständlich auch das Geschlecht eine Rolle.

Wahlfach «Games und E-Sport» – aber nöd wüürkli!

Zu dieser merkwürdigen Idee reicht glaube ich eine dringliche Frage: Wollen wir tatsächlich denjenigen Jugendlichen, die in ihrer Freizeit ohnehin viel zu viel gamen, auch noch einen Teil ihrer Schulzeit damit füllen?

Damit wünsche ich Ihnen viel Spass beim Lesen.

Marianne Wüthrich

Flucht aus dem Schulzimmer

Journal 21, 24. April 2022, Carl Bossard

Die Personalnot ist spürbar: Lehrerinnen reduzieren ihr Pensum, Lehrer steigen aus, Klassenverantwortliche zu finden wird schwieriger. Die Zürcher Lehrerverbände schlagen Alarm. Doch die Bildungsdirektion wiegelt ab. Ein Zwischenruf.

Die Aufgabenfülle von Lehrerinnen und Lehrern wird grösser, der Berufsauftrag anspruchsvoller. Der administrative Aufwand steigt. Die verstärkte Integration ganz unterschiedlicher Kinder in die gleiche Klasse führt zu zusätzlichen Störungen. Der Beobachter spricht gar vom «Tohuwabohu im Klassenzimmer» und davon, dass es heute selten mehr eine Klasse gäbe, «in der man sich auf die Vermittlung des Schulstoffs konzentrieren kann». ¹ Konsequenz aus dem Wegfall der Kleinklassen? Das erschwert das Unterrichten und erhöht den Zeitbedarf für jedes einzelne Kind. Die vielen Koordinationsabsprachen mit der Heilpädagogin und dem Schulpsychologen, der Lehrerin für Integrierte Förderung IF und dem Schulsozialarbeiter sind aufwendig und rauben Energie. Die Arbeitszeit reicht vielfach nicht aus. Viele fliehen darum in Teilpensum. Ein Fakt mit Folgen.

¹ Julia Hofer: Tohuwabohu im Klassenzimmer. In: Beobachter 25/2021, S. 92f.



«Lehrer sollen mehr arbeiten»

Von den Zürcher Lehrerinnen und Lehrern arbeiten 80 Prozent in einem Teilzeitpensum; im Durchschnitt beträgt ihr Arbeitsumfang 69 Prozent eines regulären Pensums. «Lehrer sollen mehr arbeiten», fordert darum die Zürcher Bildungsdirektion.² Sie will damit den akuten Lehrermangel bekämpfen. Doch nach den Gründen der reduzierten Pensen fragt kaum jemand. Vielfach begnügt man sich mit ein paar kruden Klischees: Frauen- und Teilzeitberuf, Lehrerlarmoyanz und ähnliche Stereotype. Doch solche Vorurteile verdrängen die realen Ursachen.

Ziel: mehr Schule – weniger Formulare

Bereits 1999 hat die Studie von Hermann J. Forneck, ehemaliger Direktor der Pädagogischen Hochschule Nordwestschweiz, die strukturell bedingten Überzeiten von Lehrpersonen der Volksschule bestätigt: zu wenig Zeit für den Kernauftrag des Unterrichtens, zu viel Aufwand für zusätzliche Aufgaben, oft auch Nebensächliches. Die Kennziffern beziehen sich zwar auf den Kanton Zürich, dürften aber kantonsübergreifend relevant sein. Ein klar definierter «neuer Berufsauftrag» soll Abhilfe schaffen mit dem Ziel: mehr Schule – weniger Formulare. Er quantifiziert die gesetzlich verankerten Aufgaben und basiert auf einer Jahresarbeitszeit – dies in Analogie zu den kantonalen Angestellten. 2017 trat er in Kraft.

Der Berufsauftrag sollte Lehrerinnen und Lehrer vor Überlastung schützen. Doch das Problem blieb. Krux ist die knappe Zeit fürs pädagogisch Eigentliche und Wesentliche: die Arbeit im Schulzimmer mit den Kindern und Jugendlichen. Pro Schulstunde sind fürs Vorbereiten und Nachbereiten lediglich 30 Minuten eingeplant. Dazu gehören auch die Korrekturen. Wer selber unterrichtet und allen didaktischen Postulaten genügen will, der weiss: Das ist zu wenig. Ungenügend bemessen sind auch andere Aufgaben: Eine Klassenlehrerin beispielsweise erhält für ihre vielen Elterngespräche, die Zeugnisse, die Abklärungen pro Kind, die Absprachen im Team und die gesamte Verantwortung für ihre Klasse einen Zusatzaufwand von 100 Stunden zugesprochen. Auch hier korrigiert die Berufserfahrung: Das reicht nicht.

Noch nie so viele offene Stellen

Vor Kurzem veröffentlichte die Zürcher Bildungsdirektion einen eigenen Evaluationsbericht. Die hohe Überzeit der Volksschullehrerinnen und -lehrer sei problematisch, lautet der Befund. Er bestätigt, mindestens in Teilen, die Zahlen der Basis.³ Die kantonale Bildungsdirektion will das Problem angehen. Doch das brauche Zeit. Dabei drängt die Zeit; der Lehrermangel drückt. Im Kanton Zürich werden im Moment rund 800 Inserate für Dauerstellen und 200 für Stellenvertretungen publiziert – so viele wie noch nie zuvor. Gleichzeitig aber stellt die Bildungsdirektion einen Zusammenhang zwischen der Arbeitsbelastung und der angespannten Personalsituation kategorisch in Abrede. Das erinnert an eine Politik, deren Akteure nichts sehen, nichts hören, nichts sagen wollen.

Bildung als Frage der Systemsteuerung?

Die Problematik der Überlastung liegt allerdings nicht einfach im Arithmetischen und in einigen Aufgabenprozenten. Das Problem liegt in der Reformkaskade der vergangenen Jahre. Bildung ist für die Verwaltungsstäbe, so mindestens macht es den Anschein, primär eine Frage der Systemsteuerung oder der Governance, wie es heute im Fachjargon und mit unscharfen Begriffen heisst. Alles ist demzufolge planbar und machbar, alles ist berechenbar und steuerbar. Darum erfolgten in rascher Folge stets neue Top-down-Reformen. Das Ganze erinnert an eine Aussage des Systemtheoretikers Niklas Luhmann: «Beobachtet man das jeweils reformierte System, hat man den Eindruck, dass das Hauptresultat von Reformen die Erzeugung des Bedarfs für weitere Reformen ist.»⁴

² René Donzé: Zürcher Lehrer sollen mehr arbeiten. In: NZZaS, 23.05.2021, S. 12.

³ Nils Pfändler: Lehrerverbände beklagen Überlastung. In: NZZ, 08.04.2022, S. 12.; dazu Medienmitteilung der Zürcher Lehrerverbände, 25.03.2022.

⁴ Niklas Luhmann: Das Erziehungssystem der Gesellschaft. Hrsg. von Dieter Lenzen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 2002, S. 166.



Es dominieren die Kriterien der Effizienz

Wer in die Schullandschaft blickt und die vielen Reformen der vergangenen Jahre betrachtet, der erkennt schnell, was radikal anders geworden ist: Den Schulen wird nicht mehr vorgegeben, was sie inhaltlich zu unterrichten haben. Heute wird detailliert dekretiert und genau geregelt, was die Schülerinnen und Schüler am Ende können müssen – und teilweise auch verordnet, *wie* das zu erreichen sei, also der «méthodos», der Weg. Über den Lehrplan 21 werden (Einzel-)Kompetenzen festgelegt, und zwar ausserordentlich kleinparzelliert. Im Fach Musik beispielsweise wird von einem Kind gefordert: «Kann seinen Körper sensomotorisch wahrnehmen und musikbezogen reagieren.»

Das bedeutet einen Paradigmenwechsel, könnte man in Analogie zu einem in der Wissenschaft berühmt gewordenen Begriff sagen. Die staatliche Strategie stellt von der «Input-» auf die «Output-Steuerung» um. Der Fokus verschiebt sich radikal. So soll die Effizienz schulischer Bildungsarbeit erhöht und der Unterricht am operationalisierten Output gemessen werden. Im Fokus stehen das Kind und sein Output – unter den Kriterien der Messbarkeit. Doch ein solches System wird für viele zum Problem.

Als Marionette im Hamsterrad gefangen

Aus der subjektiven Sicht eines Betroffenen sieht das so aus: «Dieses System engt mich ein», klagt ein Junglehrer. Er unterrichte gerne, aber er hetze und stresse vorschriftsgetreu von Kapitel zu Kapitel, von Inhalt zu Inhalt, von Thema zu Thema, schreibt er und fügt bei: «Vom Grossen und vom Ganzen bin ich weit entfernt: ein unzusammenhängendes Sammelsurium, ohne innere Kohärenz, ohne Zeit zum Vertiefen und Üben, ohne Chance zum Erlebnis und zum Musischen. Und dauernd muss ich beurteilen und meine Kinder in Kompetenzraster zwingen.»

Die vielen Vorgaben schnüren mich ein. Ich bin im Hamsterrad gefangen – und fühle mich als Marionette der Bildungsbürokratie. Meine pädagogische Arbeit besteht doch nicht im emsigen Katalogisieren von Einzel-Kompetenzen. Meine Kinder will ich nicht in messbare Einzeltüchtigkeiten zerlegen, in diese isolierten Skills. Das widerstrebt mir. Und die jungen Menschen auf den engen Kompetenzbegriff zu reduzieren, dazu bin ich nicht Lehrer geworden.»

Das Problem leugnen und so lösen?

Er wird weiterstudieren und geht der Schule vermutlich verloren. Wie so viele. Eine Einzelstimme zwar, das sei zugegeben – und doch kein Einzelfall. «Der Schule laufen die Lehrer davon», warnte die NZZ am Sonntag schon vor Jahren.⁵ In der Zwischenzeit ist das Zeitungspapier zwar vergilbt, doch das Problem bleibt. Man kommt den fatalen Eindruck nicht los: Für gewisse Bildungsfunktionäre liegt die Lösung des Problems in der Leugnung des Problems. Leidtragende sind die Schulkinder.

⁵ Katharina Bracher, *Den Schulen laufen die Lehrer davon*. In: NZZaS, 06.04.2014, S. 1.



Maturapflicht soll Grundübel des Schweizer Bildungssystems beseitigen

Bildung Schweiz, 4/2022, Bücher und Medien, Christoph Aebischer

Der Zürcher Gymnasiallehrer Andreas Pfister begründet in «Neue Schweizer Bildung», weshalb das Schweizer Bildungssystem auf Vordermann gebracht werden muss. Das Rezept liefert er gleich mit.

Die Berufslehre ist der Königsweg. Eine höhere Maturaquote senkt das Niveau der Matura und macht der dualen Bildung die Talente streitig. Der Zürcher Gymnasiallehrer und Autor Andreas Pfister will in seinem Buch «Neue Schweizer Bildung», das soeben beim hep verlag erschienen ist, mit solchen Denkmustern aufräumen. Er zerpflückt sie in mehreren Anläufen – zwischendurch gepfeffert und mit einem Schuss Polemik. Wenn das gedankliche Bollwerk wankt, baut er sein alternatives Gebäude auf: die Maturapflicht – beruflich, fachlich und gymnasial. Sie mache die jungen Menschen und die Schweiz fit, indem sie die Überforderung vermindert, mehr Bildungsgerechtigkeit ermöglicht und den dringend nötigen Schub für neue Fachkräfte in einer zunehmend digitalisierten Arbeitswelt erzeugt – ein Upskilling.

Unpopuläre Forderung

Pfister weiss um die Gefahr, in der Schweiz eine höhere Maturaquote zu fordern. Darum widmet er sich zuerst den Chancen, die er für die Berufslehre sieht und wie eine Maturapflicht sich dort auswirkt. Dann aber verlangt er den Bruch mit einem schon fast naturgesetzlich anmutenden Fakt: Statt um die 20 Prozent sei die Quote der gymnasialen Matur auf 30 Prozent anzuheben.

Pfister bemüht sich um eine ausgewogene Darstellung des Problems. Dabei kann er sich aber nicht ganz von seinem beruflichen Hintergrund lösen: Das Niveau der Berufsmatur und das der gymnasialen Matur müssten unterschiedlich bleiben. Klar ist für ihn von vornherein, welche höher einzustufen ist. Das hinterlässt hie und da ein schales Gefühl. Will er nun mehr Bildungschancen für alle oder doch für einige ein bisschen mehr?

Diese Passagen dominieren glücklicherweise nicht. Es bleibt interessant, Pfisters Argumentation zu folgen. Er baut sie auf seinem Buch «Matura für alle» auf, das 2018 erschienen ist. Dort skizzierte er folgende Quoten: 50 Prozent sollen eine Berufsmatura erreichen, 30 Prozent eine gymnasiale, 10 Prozent eine Fachmatura und 10 Prozent Abschlüsse für besondere Bedürfnisse (beispielsweise Berufsatteste).

Computerkürsli reicht nicht

Im neuen Buch ergänzt Pfister seine These um gewisse Punkte und bettet sie in den gesellschaftlichen und politischen Kontext ein. Er geht von einem Wandel der Arbeitswelt und damit von einem Wandel der Berufsbilder aus. Junge Menschen müssten eine Chance haben, sich in der Arbeitswelt 4.0 zu behaupten.

Viele der Berufe, für die sich Jugendliche interessierten, gebe es bald nicht mehr. Gemäss OECD fallen bis 2033 14 Prozent der Jobs der Digitalisierung zum Opfer, weitere 30 Prozent verändern sich tiefgreifend. Zugleich entstehen neue Jobs – die eine tertiäre Bildung voraussetzen. «Für diese Jobs braucht es eine länger dauernde, systematisch aufgebaute Bildung. Ein Computerkürsli reicht nicht», folgert Pfister. Sonst werde der Fachkräftemangel ganz einfach durch Zuwanderung gedeckt.

Wieder drückt der Gymnasiallehrer durch, wenn Pfister Bildung fordert, in Abgrenzung zu Ausbildung. Um dem Dilemma der ökonomischen Logik einer Berufslehre und einer Berufsmatur zu begegnen, schlägt er ein staatliches «Lehrgeld» vor. Dieses soll es Lehrbetrieben erleichtern, Lernende zu mehr als nützlichen Fachleuten zu machen. Pfisters Slogan dazu: Bildung kehrt in die Ausbildung zurück.



Mehr Bildungsgerechtigkeit

Die Ausweitung der obligatorischen Schulzeit auf die heute nachobligatorische Sekundarstufe II propagiert Pfister als Massnahme für mehr Bildungsgerechtigkeit. Dort, wo das Umfeld Jugendliche nicht fördert, muss es von ihm aus gesehen also der Staat richten: «Die Aufgabe der Schule besteht darin, alle mitzunehmen, auch jene, die nicht wollen.» Dazu zieht er eine Parallele zur Einführung der Schulpflicht in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Berufsmaturität schütze gegen «Überforderung und Arbeitslosigkeit im fortgeschrittenen Alter», proklamiert Pfister.

Die St. Galler Studie «Swit-zer-Land of Opportunity» von 2020 belege im Übrigen die ausgleichende Funktion eines ausgebauten dualen Wegs. Aus dieser Studie leitet Pfister auch seine neue Interpretation des «Königswegs» ab: Es braucht auch einen Ausbau der gymnasialen Matura. Denn der Weg nach ganz oben verlange immer noch eine akademische Bildung. Wo internationale Standards gelten, hätten Stellenbewerberinnen oder -bewerber mit Universitätsabschluss bessere Karten.

Pfister bedauert, wie stark dieser Abschluss von den Eltern abhängig ist – Stichwort «Erb-Meritokratie». Um das ungenutzte Potenzial der «Lost Einsteins» aus sogenannten bildungsfernen Familien zu mobilisieren, brauche es eine höhere Maturaquote. Die zwar mögliche Passerelle, die eine Tür vom dualen zum akademischen Weg öffnet, werde aber selten genutzt. Der Laufbahntscheid beim Schulaustritt präge die berufliche Entwicklung daher stark.

Pfister ist sich bewusst, dass die vorgeschlagene Bildungsreform teuer ist. Dieser Frage widmet er darum eine längere Passage im ersten Kapitel, in dem er aufdröselte, weshalb sie sich dennoch lohnen soll. Die fünf Kapitel auf 224 Seiten sind leicht zu lesen. Jedem Thema stellt er die wichtigsten Inhalte in einem Kasten voran. Bei der Lektüre stellt sich jedoch zuweilen ein Déjà-vu ein, weil er Gedankengänge wiederholt. Was der Verknüpfung mit neuen Aspekten dienen soll, verleitet so zum Querlesen. Dennoch lohnt sich die Lektüre der durchaus programmatisch gemeinten Schrift.

Nachhilfe

Klett & Balmer, Magazin Rundschau, 2.5.2022, Prof. Dr. Ludwig Haag, Prof. Dr. Elsbeth Stern

Pro & Kontra

Braucht es Nachhilfe oder werden dabei nur die falschen Schülerinnen und Schüler gefördert? Uni-Professor Ludwig Haag und ETH-Professorin Elsbeth Stern vertreten dazu unterschiedliche Meinungen.

Pro

Prof. Dr. Ludwig Haag hat Psychologie und Alte Sprachen studiert und mehrere Jahre Latein unterrichtet. Vor seiner Pensionierung hatte er einen Lehrstuhl für Schulpädagogik an der Universität Bayreuth inne.

Die PISA-Erhebung 2012 zeigt, dass 34 Prozent der Schweizer Jugendlichen in der 8./9. Klasse bezahlten Nachhilfeunterricht erhielten (Hof & Wolter, 2014). Ein Forscherteam um Grunder (2013) fand bei einer repräsentativen Online-Befragung der 5. bis 9. Klassen in der deutschsprachigen Schweiz eine durchschnittliche Nachhilfequote von 17,2 Prozent. Diese Zahlen zeigen: Nachhilfe ist ein Faktum in der Bildungslandschaft.

Die Pro-Argumente führe ich anhand dreier Argumentationsstränge auf:

Erstens sprechen für Nachhilfe schülerbezogene Motive. Grund Nummer eins für Nachhilfe ist der Wunsch nach besseren Noten. Dabei wird Nachhilfe längst nicht nur von leistungsschwachen Lernenden nachgefragt, sie ist ein Mittel im Wettstreit um gute Noten. Die Frage nach der Effektivität fassen Hof und Wolter in folgendem Zitat zusammen, das nicht nur bezogen auf die Schweiz gilt: «Grundsätzlich deuten die Resultate auf sehr heterogene Effekte hin, was angesichts der



Heterogenität der Angebote und deren Inanspruchnahme nicht überrascht» (S. 18). Doch interessant ist der Befund, den auch Grunder et al. bestätigen: In der subjektiven Einschätzung gibt die Mehrheit der Eltern sowie Lernenden an, dass sich die Leistungen in den Nachhilfefächern dank der Nachhilfe verbessern. Und diese subjektive Sichtweise lässt den Schluss zu, dass in der Folge Prüfungsängste abgebaut, die Lernmotivation gesteigert, das schulische Selbstkonzept gestärkt sowie Lernstrategien aufgebaut und optimiert werden können.

Ein zweites Pro-Argument bezieht sich auf schulsystembezogene Gründe. Nachhilfe wird als Reaktion auf Mängel des Schulsystems gesehen. Hausaufgaben werden in das Elternhaus ausgelagert. Heute können Familien die Betreuung der Kinder zeitlich und inhaltlich nicht immer leisten. Ausserdem wird die bildungspolitische Forderung nach individueller Förderung gebetsmühlenartig wiederholt. Wenngleich der Fördergedanke bei den Lehrkräften angekommen ist, klafft in deren Wahrnehmung zwischen Anspruch und Wirklichkeit im Bereich schulischer Förderung eine grosse Lücke. Weiterhin orientiert sich die Beurteilungspraxis in der Regel an einer sozialen Bezugsnorm, was die Produktion von «Versagern» zur logischen Folge hat. Einige Schülerinnen und Schüler müssen immer als «leistungsschwach» abqualifiziert werden. Diese sind es, die dann eben wiederum Nachhilfeunterricht «brauchen».

Ein drittes Pro-Argument berührt arbeitsmarktbezogene Gründe. Nachhilfe ist in Abhängigkeit von der Höhe der zu erwartenden Bildungsrenditen zu sehen. Da das selektive und kompetitive Bildungssystem den Zugang zu höherwertigen Berufen ermöglicht, gewinnen schulische Qualifikationen zunehmend an Bedeutung. Nachhilfe soll den Übergang zur nächsten Ausbildungsstätte (Sekundarschule, Gymnasium, Universität) sichern.

Zusammenfassend gibt es viele Argumente für die Nachhilfe. Dabei ist wichtig zu betonen, dass für den Nachhilfeunterricht das Gleiche gilt wie für den Regelunterricht: Unterricht ist nicht per se gut. In beiden Fällen kann die Qualität variieren.

Grunder, H.-U., Gross, N., Jäggi, A. & Kunz, M. (2013). Nachhilfe: Eine empirische Studie zum Nachhilfeunterricht in der deutschsprachigen Schweiz. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Hof, S. & Wolter, S. C. (2014). Ausmass und Wirkung bezahlter Nachhilfe in der Schweiz. Aarau: SKBF, 20 S. DOI: 10.25656/01:15247

Kontra

Prof. Dr. Elsbeth Stern ist seit Herbst 2006 ordentliche Professorin für empirische Lehr- und Lernforschung und Leiterin des Instituts für Verhaltenswissenschaften an der ETH Zürich. Dort ist sie verantwortlich für den pädagogischen Teil der Ausbildung angehender Gymnasiallehrpersonen.

Warum sind viele Eltern bereit, gleich zweimal für die Schulbildung ihrer Kinder zu bezahlen? Einmal in Form von Steuern für das staatlich finanzierte Schulsystem und dann noch zusätzlich für Nachhilfeunterricht, wenn die Schule nicht das gewünschte Ergebnis in Form von Abschlüssen oder Übergangsempfehlungen liefert. Zwei Gründe sind denkbar: 1) Es gelingt der Schule nicht, die Fähigkeiten eines Kindes in Kompetenzen und Leistungen zu transformieren. Das Kind ist ein «Underachiever» oder «Minderleister». 2) Das Kind verfügt nicht über die für den Abschluss nötigen Fähigkeiten, aber Nachhilfe kann diese Defizite verschleiern – das Kind wird zum «Overachiever» gemacht.

Beides sind aus der Perspektive der Eltern legitime Gründe, und selbstverständlich kann man Nachhilfe in einem freien Land nicht verbieten. Aber in einem Land mit einem gut funktionierenden Bildungssystem sollte sie überflüssig sein. Oder andersherum: Das Ausmass an Nachhilfe ist ein negativer Indikator für die Schul- und Unterrichtsqualität eines Landes. Wenn überdurchschnittlich intelligente Kinder und Jugendliche schlechte Schulleistungen erbringen, kann das im Einzelfall persönliche Gründe haben. Tritt es hingegen gehäuft auf, muss man die Unterrichtsqualität hinterfragen. Keine Entschuldigung ist dabei mangelnde Motivation, da diese anders als Intelligenz kein stabiles Persönlichkeitsmerkmal ist, sondern durch interessante Angebote formbar ist. Transparente vergleichende Leistungsmessung kann Probleme aufzeigen und verpflichtende Weiterbildungsangebote sollten Lehrpersonen bei der Optimierung ihres Unterrichtes unterstützen.



Wenn es umgekehrt gelingt, weniger kognitiv begabte Kinder in entscheidenden Momenten so zu pushen, dass sie nicht gerechtfertigte Abschlüsse oder Übergangsempfehlungen erhalten, ist das ebenfalls problematisch – teilweise für die dauerhaft überforderten Individuen und auf jeden Fall für die Gesellschaft. Letzteres ist immer der Fall, wenn Menschen in berufliche Positionen kommen, die sie intellektuell überfordern. Wie kann es dazu kommen? Man muss sich verdeutlichen, dass trotz aller Fortschritte in der Vermessung menschlicher Leistung diese niemals perfekt gelingen kann. Egal ob es sich um Intelligenztests, um standardisierte Leistungstests oder um Noten handelt – es wird immer einen Anteil von Menschen geben, die unter- oder überschätzt werden. Letzteres gelingt durch gezieltes Üben von testnahen Aufgaben, womit aber der eigentliche Zweck der Leistungsmessung – nämlich die erfolgreiche Bewältigung noch unbekannter zukünftiger Anforderungen vorherzusagen – ausgehebelt wird. Nachhilfeunterricht untergräbt also auch den Anspruch eines modernen Bildungssystems, jedem jungen Menschen eine Ausbildung zu ermöglichen, die seinen Fähigkeiten und Talenten entspricht und die gesellschaftliche Teilhabe ermöglicht. Im Einzelfall kann temporäre Nachhilfe sinnvoll sein – zum Beispiel bei Krankheit oder wenn das Kind einen Schicksalsschlag erlebt hat. Für solche Fälle sollte aber unabhängig von der wirtschaftlichen Situation der Familie Unterstützung zur Verfügung stehen. Wenn Nachhilfe jedoch zur Selbstverständlichkeit wird, läuft etwas schief.

Unsere Kinder, die kleinen Könige

NZZ, 30.4.2022, Meinung und Debatte, Gastkommentar von Margrit Stamm

Wenn Kinder ständig eine Überdosis an Zuwendung und Verherrlichung bekommen, schadet dies nicht nur ihnen, sondern der ganzen Gesellschaft.

Warum bekommt man heute Kinder? Um dem Leben einen Sinn zu geben, um Liebe zu schenken und sich selbst nicht mehr so wichtig zu nehmen. So antwortet ein Grossteil der Eltern oder solche, die es werden wollen. Elternliebe gilt als einmalig und unvergleichlich. Schon der Schriftsteller Jean Paul hat gesagt, mit einer Kindheit voll Liebe könne man ein halbes Leben lang in der kalten Welt auskommen. Zwar entspricht sie nicht dem «coup de foudre», der Liebe auf den ersten Blick, den die Franzosen «Blitzschlag» nennen. Doch Elternliebe gilt als grösser, inniger und zarter.

Dies dürfte ein Hauptgrund dafür sein, weshalb manche Mütter oder Väter ihren Nachwuchs als beste Freunde bezeichnen. Lieben sie das Kind bedingungslos und behandeln es als Kumpel, kommt die Liebe zurück. Und wenn es ihnen einmal schlecht geht, finden sie in ihm eine emotionale Stütze. Deshalb muss man das eigene Leben hinter dasjenige des Kindes stellen. So weit die verbreitete Meinung.

Grundlegende Erfahrung

Doch Elternliebe ist komplexer und zugleich eine widersprüchliche Waffe. Als Empfindung, die sich in Empathie, Kuscheln und Fürsorge zeigt, ist sie eine notwendige und grundlegende Erfahrung für das kindliche Aufwachsen. Aber wenn sie eine Überdosis an Zuwendung und Verherrlichung bedeutet, wirkt sie überfordernd. Kinder müssen weder mit Zuneigung überschüttet werden, noch sind sie dazu da, die Eltern als kleine Erwachsene emotional aufzufangen. Dies kommt einer unbewussten emotionalen Ausbeutung gleich.

Allerdings ist es zu einfach, die Eltern leichtfertig schuldig zu sprechen, welche ihre Kinder als Freunde behandeln. Dass sie den Nachwuchs permanent in den Mittelpunkt stellen und sogar die Paarbeziehung vernachlässigen, ist nicht lediglich das Ergebnis ihrer Unfähigkeit, die Kinder «richtig» zu erziehen. Eher ist es der radikale Optimierungsanspruch unserer Gesellschaft, der Mütter und Väter zwingt, die Aufopferungs- und Verherrlichungspflicht ernst zu nehmen.

Sie gipfelt darin, dass Eltern alles für die Kinder tun, damit sie zu etwas Besonderem werden und andere überstrahlen. Diese sentimentale Revolution ist Ausdruck eines Paradigmenwechsels, der



Elternschaft in historisch einzigartiger Weise verändert hat. Ursächlich sind verschiedene Trends damit verknüpft, etwa der Hype um die Einzigartigkeit des Kindes, anspruchsvolle Familienstrukturen oder die eigene Biografie.

Viele Ratgeber, die es auf die Bestsellerlisten schaffen – manchmal auch selbsternannte Experten –, geben mit erhobenem moralischem Zeigefinger vor, was Familien für die Einzigartigkeit des Kindes tun sollen. Eltern, die unsicher sind und Orientierung suchen, nehmen solche Dogmen schnell und dankbar an. Perfekte Eltern, heisst es etwa, beschäftigen sich Tag für Tag «qualitativ hochwertig» mit dem Kind und stellen seine Bedürfnisse immer über die eigenen. Deshalb liebten sie es «bedingungslos» und nahmen auch eine «Auszeit vom Paarsein» in Kauf.

Das sind nicht nur schreckliche Begriffe, sondern auch überflüssige Bemerkungen. Viele Väter und Mütter tun täglich ihr Bestes. Schon lange sind sie bereit, jeden Preis zu bezahlen, um sich der Liebe des Kindes, seiner Gesundheit, seines Schulerfolgs und seines Glücks zu versichern. In einer unserer Forschungsstudien sind überemotionalisierte Eltern-Kind-Beziehungen und ein angeheiztes Beziehungsklima in der Partnerschaft in mehr als dreissig Prozent der Familien Realität.

Das einzig Stabile

Auch komplizierte Familienverhältnisse tragen zu dieser sentimentalischen Revolution bei. Partner kommen und gehen, das Kind bleibt. Es ist sogar das einzig Stabile, das Kontinuität über das ganze Leben und ohne Liebesentzug verspricht, was beim Partner möglicherweise nicht der Fall ist. Weil das Kind die emotionale Lücke füllt, um sich geliebt und sicher zu fühlen, wird es zum Glückserfüller emporstilisiert. Doch damit werden Väter und Mütter von ihm abhängig, weil sie befürchten, seine Liebe zu verlieren. Dies setzt auch an sich normale Eltern unter Dauerstress, so dass sie nur ein Ziel haben: alles fürs Kind zu tun und es permanent auf dem Radar zu haben.

Schliesslich können auch eigene biografische Erfahrungen dahinterstecken. Wer in der eigenen Kindheit Druck, Härte oder gar Repression erlebt hat, möchte solche Fehler nicht wiederholen und versucht, den Kindern das zu geben, was man selbst vermisst hat. Vielleicht gibt man ihnen deshalb von allem ein bisschen zu viel.

Sentimentalisierung und Verherrlichung der Kindheit können überfordernde Auswirkungen haben. Beispielsweise dann, wenn Eltern schon mit kleinen Kindern wie mit gleichwertigen Partnern kommunizieren und sie wegen jeder Kleinigkeit um ihre Meinung und nach ihren Bedürfnissen fragen. Ein solches Verhalten drängt kleine Kinder in eine Position, die sie aufgrund ihres körperlichen, geistigen und psychischen Entwicklungsstandes kaum einnehmen können.

Auch Eltern werden überfordert, sobald sie den Nachwuchs als verlängerten Arm von sich selbst verstehen. Sie trauen sich dann kaum, Distanz zu ihm herzustellen und hierarchischer zu denken. Deshalb müssen sie immer mehr Energie aufbringen und sich förmlich zerreißen, um seine Bedürfnisse zu befriedigen und ihn zufrieden zu sehen. Dies sprengt ihre Kapazitäten, und nicht selten kommt es sogar zu einem Rollentausch. Kinder werden zu kleinen Erwachsenen hochstilisiert, während sich die Eltern zunehmend den Kindern anpassen. Je mehr Väter und Mütter versuchen, das Kind symmetrisch zu behandeln, desto stärker begeben sie sich in seine Abhängigkeit.

König ist das Kind nur in der Familie. Kommt es in ein anderes Umfeld – in die Kita, die Spielgruppe, den Kindergarten, die Schule –, steht es anderen kleinen Königen gegenüber. Obwohl sie zwar ähnlich erzogen werden, gelten in diesen Institutionen nun andere Regeln. Solche Kinder müssen deshalb plötzlich verkraften, dass sie hier nicht mehr uneingeschränkte Zuwendung bekommen, sondern lediglich ein Kind unter anderen in einer Gruppe sind.

Dadurch entsteht für sie eine neue und schwierige Situation. Von zu Hause her gewohnt, eine grosse Anspruchshaltung haben zu dürfen, bewundert zu werden und die Welt um sich herum steuern zu können, rebellieren sie in der neuen Umgebung, sobald sie nicht mehr im Mittelpunkt stehen und sich anpassen müssen. Sie sind dauernd schlecht gelaunt und finden nichts gut. Ihre Psyche ist in einem permanenten Überforderungszustand.

Das ist kein gutes Fundament, um spätere Entwicklungsaufgaben erfolgreich zu meistern, etwa den Übergang in die Oberstufe, in eine Berufslehre, ins Gymnasium oder generell in einen neuen



Lebensabschnitt. Weil sich solche Kinder und Jugendlichen vollkommen auf die Eltern verlassen und jederzeit ungeteilte Aufmerksamkeit bekommen, können sie kaum Eigeninitiative, Frustrationstoleranz, Hartnäckigkeit und Durchhaltevermögen entwickeln. Sie lernen nie oder dann viel zu spät, für das eigene Tun Verantwortung zu übernehmen. Damit wird ihnen das vielleicht wichtigste Erziehungsziel vorenthalten: mündig und lebenskompetent zu werden.

Zuerst die Eltern

Wie kommen wir aus dieser Spirale der strapazierten Zuwendungspflicht heraus? Indem diese Problematik zur Debatte gestellt wird. Angesprochen sind Expertinnen und Experten der Beratung beziehungsweise der Eltern- und Familienarbeit sowie Kinderärzte. Weil sie Familien kontinuierlich begleiten, sind sie die vielleicht wichtigsten Instanzen. Sie können Eltern darin unterstützen, ihre zu stark emotionalisierte Zuwendung zum Kind zu korrigieren, und sie darin bestärken, dass es dem Nachwuchs guttut, wenn er aus dem goldenen Käfig des Familienkönigs ausbrechen darf.

Eltern sollten nicht nur ihre Erziehungsstile überdenken, sondern auch ihr Leben als Paar. Vielleicht kommen sie dann zur Einsicht, dass sie wegen ihrer kleinen Könige die Paarebene vernachlässigen und davon ausgehen, die Paarbeziehung laufe von allein. Nach dem Motto: Jetzt brauchen uns erst einmal die Kinder. Das Wir kommt dann irgendwann später wieder. Das ist falsch – so die einhellige Antwort von Paartherapeuten.

Eltern kommen zuerst und dann die Kinder. Der Nachwuchs sollte nicht Priorität vor der Paarbeziehung haben. Eltern sein, aber Liebespaar bleiben. Wer sich regelmässig «We-Time» nimmt, tut nicht nur etwas für die Partnerschaft, sondern signalisiert den Kindern auch, dass Mama und Papa nicht immer zur Verfügung stehen.

Margrit Stamm ist emeritierte Professorin für Erziehungswissenschaften an der Universität Freiburg i. Ü. Zuletzt ist 2020 bei Piper erschienen: «Du musst nicht perfekt sein, Mama!».

«Unsere Kinder, die kleinen Könige»

NZZ, 4.5.2022, Meinung & Debatte, Leserbrief

Der Gastkommentar «Die kleinen Könige» von Margrit Stamm scheint mir für eine Erziehungswissenschaftlerin erschreckend unfundiert zu sein (NZZ 30. 4. 22). Die Autorin wiederholt bloss das ohnehin schon überaus populäre Klischee des verwöhnten Kindes – offenbar ohne Interesse an wissenschaftlichen Hintergründen, so gäbe es doch zahlreiche erhellende Studien genau zu den angesprochenen Zusammenhängen.

Würde man sich einige Biografien von Menschen ansehen, die für unsere ganze Gesellschaft schädlich sind – wie das die Autorin dem kritisierten Erziehungsstil zuschreibt –, fände man kaum ein Zuviel an Zuwendung und bedingungsloser Liebe – im Gegenteil. Es ist ihr also deutlich zu widersprechen: Nicht der Begriff der «bedingungslosen Liebe» ist schrecklich, sondern dieser Gastkommentar.

Jakob Frauenfelder, Zürich



Genderdebatte in der Erziehung: Das Konzept «Mann und Frau» ist den Schweizer Pädagogen zu eng

Tages-Anzeiger online, 28.4.2022, Michéle Binswanger

An einer Fachtagung der Eidgenössischen Kommission für Kinder- und Jugendfragen ging es um das Neudenken der Geschlechter in Krippe, Kindergarten und Schule. Wirklich?

Ein trendigeres Thema hätte sich die Eidgenössische Kommission für Kinder- und Jugendfragen kaum ausdenken können. Unter dem Titel «Genderreflektiert arbeiten mit Kindern und Jugendlichen» lud sie diese Woche zur Fachtagung nach Bern. Rund zweihundert Menschen aus den Bereichen Pädagogik, Soziales und Jugendarbeit fanden sich ein, Frauen deutlich in der Überzahl, um sich die Ausgangslage von ausgewählten Fachpersonen erläutern zu lassen.

«Wir haben das Thema aus einer gewissen Neugier heraus aufgegriffen. Ist es richtig, dass wir selbstverständlich von zwei Geschlechtern ausgehen – oder soll das überwunden werden?», fragt Mathieu Loup bei der Begrüssung. Er ist Vizepräsident der Kommission, die sich normalerweise dann einschaltet, wenn die Jugend vor gesellschaftlichen Entwicklungen geschützt werden muss.

Hier allerdings liegt die Sachlage etwas anders: Die Jugendlichen tragen die Diskussionen um Sex, Gender und sexuelle Orientierung mehr als nur mit – sie treiben sie voran.

Ungleichheit, wohin das Auge blickt

Dies zumindest war den verschiedenen Fachreferaten und Workshops an der Tagung zu entnehmen. Dort war viel von Begriffen wie Heteronormativität, Cis-Geschlechtlichkeit, Inklusion und Diversität die Rede, womit etwa folgende Problemlage umrissen werden sollte: Unsere Welt sei durchtränkt von Sexismus und Geschlechterstereotypen, also Vorstellungen, was eine Frau und was ein Mann ist und wie sich diese zu verhalten hätten. Das aber führe zu Machtgefälle und einer generellen Ungleichheit der Gesellschaft und müsse deshalb überwunden – oder zumindest aufgeweicht werden.

Das tönt dramatisch, ist aber in der Praxis relativ simpel. Beispiel Gendermarketing: Darunter versteht man das sich ganz gezielt ans eine Geschlecht richtende Marketing, beispielsweise bei Spielwaren, das gerade Kinder dazu verleite, sich schon früh mit dieser Rolle zu identifizieren.

Hier gelte es, schon in der Kita, aber auch später mit offenen Angeboten gegenzusteuern, bei denen die Kinder frei nach ihren Interessen wählen könnten, so die Pädagogen. Also fertig mit Puppen-ecke und Werkstatt, stattdessen offene Spielangebote, in denen sich jedes Kind nach seinen jeweiligen Vorstellungen entfalten kann. Dagegen gibt es wenig einzuwenden.

Statt die Geschlechter abzuschaffen, braucht es vielleicht einfach mehr Raum für Variationen.

Bei den Jugendlichen sei es dann später vor allem wichtig, den unendlich vielen und sich stetig entwickelnden Schattierungen der Geschlechteridentitäten Rechnung zu tragen und niemanden auszuschliessen, sei das nun aufgrund von Geschlecht, Hautfarbe oder sexueller Orientierung.

Wie ein roter Faden zog sich dieses Anliegen durch die Veranstaltung. Immer wieder war von Machtverhältnissen die Rede, von Mobbing, Hass und Gewalt, von Fluidität und «genderkreativen Kindern» oder anderen, die sonst nicht ins Schema passen. Hier gelte es, zu sensibilisieren, auf Bedürfnisse einzugehen und die entsprechenden Angebote zu machen; das heisst zum Beispiel, nach den gewünschten Personalpronomen zu fragen oder Trans-Identitäten zu akzeptieren. Es gab flammende Plädoyers für die Verwendung des Gendersterns, Aufrufe zum politischen Lobbying, um das «sexistische System» niederzuringen, um den Boden für eine offenere und vor allem genderfluidere Gesellschaft zu bereiten.

Mehr Identitätskategorien als Jugendliche

Was an der Tagung fast gänzlich fehlte, waren Stimmen, die diese Entwicklungen vielleicht auch kritisch hinterfragen. Denn zwar fühlen sich immer mehr Jugendliche von Identitätsfragen betroffen – sie bleiben dennoch eine Minderheit, die allerdings zunehmend selbstverständlich wird. Einzig



der Autor und Historiker Gabriel Bender erlaubte sich die ketzerische Bemerkung, dass es mittlerweile mehr Kategorien von Identitäten für Jugendliche gebe als Jugendliche selbst. Und dass es doch das Einfachste wäre, die Jugendlichen einfach sein zu lassen, wer sie sein wollen.

Denn letztlich kann man so viele Kategorien von Identitäten machen, wie man will, die Frage bleibt immer dieselbe: Fühle ich mich dadurch befreit? Oder fühle ich mich vielleicht gerade dadurch eingeschränkt?

Die Frage blieb offen, und gern hätte man mehr darüber erfahren. Doch solche Kritik war nicht vorgesehen. Trösten konnten sich Skeptiker dennoch. «Wir gehen heute davon aus, dass Geschlecht nicht omnirelevant ist», erklärte etwa die Soziologin Eglantine Jamet – was wiederum für den Bildungsbereich hoffnungsvoll tönt. Vielleicht müssen die Geschlechter also doch nicht abgeschafft werden, sondern es muss einfach mehr Raum für Variationen geschaffen werden.

Michèle Binswanger schreibt über Menschen, ihre Geschichten und macht vertiefte Recherchen. Sie wurde 2016, 2017 und 2018 zur Gesellschaftsjournalistin des Jahres gewählt. Heute leitet sie zusammen mit Philippe Zweifel das Ressort Kultur, Leben, Wissen, Service der Sonntagszeitung und Mantel-Redaktionen.

Im Berner Oberland gibts jetzt das Wahlfach Games und E-Sport

Tages-Anzeiger 3.5.2022, Wirtschaft, Jon Mettler

Unterricht • Erste Schulen vermitteln Grundwissen über Videospiele. Wir haben eine Doppellektion in Lenk besucht.

Videospiele gehören bei vielen Schülerinnen und Schülern heute zum Alltag. Das zeigt gemäss einer James-Studie der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften nicht nur die Mediennutzung von Jugendlichen in der Schweiz. Daran lässt auch die Klasse an der Volksschule Lenk keine Zweifel, die an diesem frühlingshaften Dienstagnachmittag das Wahlfach Games und E-Sport besucht.

«Wir spielen alle regelmässig Videospiele, seien es Actiongames oder Rollenspiele in einer offenen Welt», tönt es einhellig von den sieben Buben und dem einen Mädchen im Alter von 12 bis 13 Jahren, die am Unterricht teilnehmen. Klassenlehrerin Larissa Etter hat es also mit einem fachkundigen Publikum zu tun. In der anstehenden Doppellektion wird sie die gesellschaftliche Bedeutung von E-Sport in der Schweiz durchnehmen und die Frage diskutieren, ob sich hierzulande mit wettkampfmässigem Videospiele ein Lebensunterhalt verdienen liesse.

Superstars in Südkorea

Dazu recherchiert die Klasse im Internet die Ausgangslage in Südkorea und stellt Vergleiche mit der Schweiz an. In Südkorea sind professionelle E-Sportler Superstars und können pro Turnier Preisgelder in Dollar im sechsstelligen Bereich abräumen. Die Wettbewerbe werden überdies im Fernsehen übertragen, was zur Popularität beiträgt.

Als Quellen dienen Videointerviews mit E-Sportlern aus der Schweiz und ein Fernsehbeitrag des ZDF-«Auslandsjournals» über das strenge Training von südkoreanischen Profimannschaften. Die Meinung in der Klasse ist rasch gemacht: In der Schweiz herrsche ein traditionelles Berufsbild vor, da könne sich der Job als Profigamer kaum durchsetzen. Und vor allem «alte Leute» seien wenig offen für Neues wie E-Sport.

Auf das neue Wahlfach zu Videospiele und E-Sport ist Etter per Zufall gestossen. Bei einer Informationsveranstaltung zum Thema Chatten, Liken, Posten sei das Angebot erwähnt worden. «Das hat meine Neugierde geweckt, und ich wollte es ausprobieren», sagt die Lehrerin.



Aussergewöhnlich am Unterrichtsstoff ist, dass er nicht Teil eines staatlichen Lehrmittels ist. Aufbereitet hat das Material die Swisscom. Der grösste Telecoanbieter des Landes stellt das digitale Lehrmittel mit 8 Modulen und bis zu 27 Lektionen kostenlos zur Verfügung. Darin geht es nicht nur um E-Sport, es wird ebenfalls Wissen über die verschiedenen Spielgenres und über die Geschichte der Spielkonsolen vermittelt. Aber auch Gefahren, Gewaltdarstellungen sowie die Sicht der Eltern kommen zur Sprache. Bislang haben sich gemäss der Swisscom 180 Personen für das Lehrmittel registriert; 120 nutzen es aktiv. Die Eltern müssen einverstanden sein, dass ihre Kinder das Wahlfach besuchen.

Schnelle Leitungen nötig

Völlig uneigennützig ist das Angebot nicht. Um Videogames ruckelfrei übers Internet im Mehrspielermodus spielen zu können, braucht es schnelle Leitungen. Genau solche bietet der staatsnahe Betrieb an. Weiter hat die Swisscom eine eigene Schweizer Liga für E-Sport ins Leben gerufen, die «Hero League». Der Dachverband der Lehrerinnen und Lehrer LCH hat grundsätzlich nichts dagegen einzuwenden, dass öffentliche Schulen mit privatwirtschaftlich organisierten Firmen zusammenarbeiten. Solche Kooperationen seien wichtig, erklärt Beat A. Schwendimann, Leiter Pädagogische Arbeitsstelle beim Berufsverband.

Doch sagt Schwendimann auch: «Die Schule und der Unterricht dürfen nicht für Werbezwecke missbraucht werden.» Er verweist auf die Charta «Bildungssponsoring», die sowohl der Lehrerverband wie die Swisscom unterschrieben haben. Diese besagt, dass «direkte Produktwerbung» mit der «öffentlichen Bildung nicht zu vereinbaren» sei.

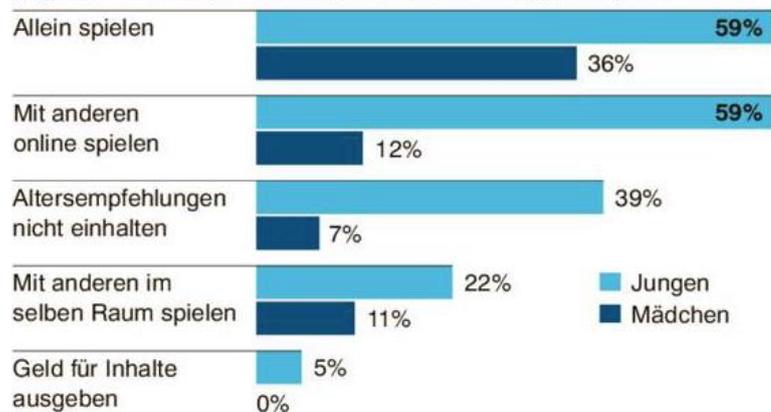
Da sticht ins Auge, dass die Schweizer E-Sportler im gezeigten Unterrichtsvideo die Logos von Swisscom und Postfinance am Kragen tragen. Die Banktochter der Post engagierte sich von 2019 bis 2021 ebenfalls im E-Sport. Der Telecoanbieter teilt mit, dass die befragten E-Sportler die Swisscom «zu keinem Zeitpunkt inhaltlich» thematisierten und sich «sehr differenziert» zum Thema Videospiele äusserten.

Und wie beurteilen Experten die Qualität des Wahlfachs? Die Module gingen sowohl auf positive Aspekte sowie negative Seiten von Videospiele ein, schickt Schwendimann vom Berufsverband der Lehrer voraus. Dies entspreche dem Ziel im Lehrplan 21, einen kritischen und überlegten Umgang mit Medien zu pflegen.

«Es ist jedoch unklar, ob und wie die bestehenden Module evaluiert und weiterentwickelt werden», sagt der promovierte Erziehungswissenschaftler. «Es wäre zielführend, gemeinsam mit Lehrpersonen, Schülerinnen und Schülern und Fachpersonen die Module auszuwerten und auf Erreichung der Lernziele zu überprüfen.»

Geschlechterunterschiede bei der Nutzung von Videospiele

Was beim Gamen auf Jugendliche zutrifft (täglich/mehrmals pro Woche), Mehrfachnennungen möglich



Umfrage bei 665 Schweizer Gamern im Alter von 12 bis 19 Jahren
Grafik: mt, met / Quelle: James-Studie 2020, ZHAW



Veranstungshinweise

Welches Schulmodell braucht die Sekundarschule Wetzikon?

Starke Volksschule Zürich, Diskussionsabend, Mittwoch, 18. Mai 2022

Der Verein «Starke Volksschule Zürich» lädt zu einem offenen Diskussionsabend mit anschliessender Lancierung einer Petition ein

Ort und Datum

Mittwoch, 18. Mai 2022, 19:30 Uhr

Kronensaal, Brasserie Krone, Bahnhofstrasse 163, 8620 Wetzikon

Moderation: Timotheus Bruderer, Vereinspräsident, Parlamentsmitglied und Familienvater
Inputreferate von erfahrenen Fachkräften

Seit 2018 führt Wetzikon keine Sek C mehr. Obwohl Parlament und Sek-Lehrpersonen diesen Entscheid bis heute kritisieren, sieht die Schulpflege keinen Handlungsbedarf.



Ende 2017 beschloss die Sekundarschulpflege Wetzikon, die Sek C abzuschaffen und ab dem Schuljahr 2018/19 nur noch die Abteilungen A und B zu führen. Als Folge wurde dem Stadtrat Ende 2019 eine politisch breit abgestützte Interpellation überwiesen, welche diesen Entscheid hinterfragte. Die vom Stadtrat durchgeführte Evaluation ergab:

Mehr als 50% der befragten Lehrpersonen beurteilen das aktuelle Schulmodell kritisch oder sehr kritisch!

Trotzdem hält die Schulpflege nach wie vor an nur zwei Abteilungen fest.

Der Verein «Starke Volksschule Zürich» lädt die Wetziker Bevölkerung nun zu einem Diskussionsabend ein.

Programm

- Politischer Werdegang bzgl. Sek C in Wetzikon
- Inputreferate von erfahrenen Fachkräften
- Diskussion im Plenum
- Vorschlag einer Petition

Die Petition fordert den Stadtrat auf, die Kritik seitens Lehrpersonen und Parlament ernst zu nehmen und wieder mindestens eine zusätzliche Abteilung für die Sekundarschule in Wetzikon einzuführen.

Wir laden Sie herzlich ein, mit uns zu diskutieren und den Weg für eine bessere Sek Wetzikon für alle Schülerinnen und Schüler zu bahnen.

[Mehr](#)



Digitalisierung ist kein pädagogisches Konzept

Hochschule Offenburg und GBW, Hybridtagung 20./21. Mai HS Offenburg

Referate

Digitalisierung als Gegenstand und Medium von Unterricht.

Prof. Dr. Jochen Krautz,
Fakultät Design, Bergische Universität
Wuppertal

Direkte und indirekte Medienpädagogik

Prof. Dr. Edwin Hübner,
Freie Hochschule Stuttgart

Digitalisierung ist kein pädagogisches Konzept

Prof. Dr. phil. Ralf Lankau,
Fakultät Medien, HS Offenburg

Digitaler Distanzunterricht als Beitrag zur sozialen Spaltung

Dr. Christine Bär, Univ. Gießen,
Dr. Angela Schmidt-Bernhardt,
Univ. Marburg

Der mündige Cyborg?

Dr. Thomas Damberger,
Philipps-Univ. Marburg

Über die Verringerung des Lehrens beim Unterrichten

Prof. Dr. Sigrid Hartong, Helmut-Schmidt-Universität Hamburg
Dr. Sieglinde Jornitz DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation,
Frankfurt/Main

[Mehr...](#)





Migrationshintergrund – Handicap oder Chance?

Vortragsreihe Pädiatrie, Schule & Gesellschaft, Mittwoch, 1.6.2022

Referenten

Dr. Philipp Eigenmann (PH Thurgau)

Mag. Art. Elke-Nicole Kappus (PH Luzern)

Einführung

Dr. med. Bodil Leforestier (Verein Ostschweizer Kinderärzte, Rorschach)

Ort und Datum

Mittwoch, 1. Juni 2022, 18.30 – 20.30 Uhr

Fachhochschule St. Gallen Rosenbergstrasse 59 (beim Bahnhof)

9000 St. Gallen

grosser Plenarsaal, Parterre

